

Der Vater

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 26

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 27. Juni

□ □ □ Rose. □ □ □

Don Jakob Huber, Bern.

Im stillen Garten hing allein,
Im Schatten grünend junger Tannen,
Rotrosig eine Rose fein,
Daneben stille Wasser rannen.

Sie neigt' sich hin und neigt' sich her
Und spielte mit den blauen Tiefen:
Die schoben Kreis an Kreis einher,
Die leicht im Rosenduft verliehen.

Da stahl sich durch das Cannengrün
Ein feiner Strahl der goldnen Sonne;
Er sah der Rose stilles Blühn
Und träumt' von süßer Liebeswonne.

Liebkost sie lieb nach seiner Art
Und küßt sie auf die weichen Wangen.
Die Rose fühlte zitternd zart
Ein himmelrein geheim Verlangen:

Sie sah im tiefen Wassergrund
Die schönste Schönheit wiedersehen
Und schlürft' mit rotem Rosenmund
Den Glanz . . . und wollt noch schöner scheinen.

Und öffnet leicht das zarte Kleid,
Doch ach, . . . gleich war ihr Reiz verschwunden,
Der helle Strahl tat ihr ein Leid — — —
Da hat sie im Wasser den Tod gefunden.

□ □ Der Vater. □ □

Ein Bauernbild von Josef Reinhart.

Lange Jahre, manch trockenen Sommer, manch nassen Herbst hatte der Eichhöfer mit seinem Weib gewerkt und geschafft, und mit ihrem Sohn war trotz Ungemach und Wetterschaden der Hof groß und stark geworden, und das breite Schindelhaus mußte sich stellen, daß nicht die Bäume, die der Jörg gepflanzt, ihm über den Giebel wuchsen; aber mit den Bäumen wuchs auch das Hausdach in die Höh und Breite, daß es die Garbenfuder und den Heustock fassen konnte.

Lange Jahre war der Bauer der Erste gewesen und der Letzte mit seinem Weibe; hatte im Frühjahr den Haber gefäet über den Haldenacker, im Heuet den Knechten vorge-mäht am Eichenrain und mit ihnen ausgeruht unter der großen Eiche, die vor dem Wald über den Hof hinab-schaut; im Herbst hatte er die Leitern um die Bäume ge-tragen in der Hoffstatt, und im Winter die Wasseradern in Schächten zum Bach geleitet, der vom Wald herabkommt, und die Mühle treibt, bevor er in die Ebene sich ergießt.

Und sein Weib war ihm zur Seite gewesen, hatte neben ihm die Hacke gerührt, das Heu geladen, den Weizen auf-

genommen, bis sie selber, eine reife Garbe, der Tod beim Erntewerk einst fällte.

Der Bauer wachte die zwei Nächte, da sein Weib tot in der Stube unterm Heiland lag. Als sie in St. Niklaus ruhte, griff er wieder zum Werk und führte noch manches Jahr die Zügel ohne Zittern in der Hand, bis sein Sohn ein Weib heimbrachte; aber auch als er schon Großvater war, nahm er wenig Zeit, die Kinder auf die Knie zu setzen; wenn er unter dem weiten Schindeldach hervortrat, sah er noch manches zu tun, was er in arbeitsstillen Winter- und Abendstunden in seinem Kopf sich ausgedacht — und noch vollenden wollte.

Aber im Frühling seines siebenzigsten Jahres stellte ihm der Knochenmann zum erstenmal ein Bein. Beim Pflügen auf dem Felde wars, als er die Sterze hob zum Wenden, da gingen die Bäume ringsum mit ihm, und er mußte sich halten am Arm der Sterze, wenn er aufrecht bleiben wollte; mit verbissenen Zähnen leitete er den Pflug weiter.

Zum zweitenmal im Heuet, als er den Wagen bestieg zum Laden und den Tritt verfehlte.

„Vater, Ihr seid krank, geht nicht hinauf!“ sagte die Sohnsfrau.

Und zum drittenmal, als die Herzkiroschen rötlich glühten und die Leiter unter seinen Füßen schwankte, wenn er hinauffstieg. Dann setzte es ein, und es ging bergab mit ihm wie ein verschimmernder Tag. In der Ernte konnte er schon nicht mehr die Sense tragen, der Atem wollte den Senseschlag nimmer dulden. Zu Hause sitzen und sich pflegen lassen wie ein kleines Kind, „Was fehlt Euch, Vater?“ das war ihm zuwider. Er wollte nicht im Wege sein, wenn die Ernte alle Hände hinausrief.

Da ließ er eines Morgens sich die Kleider packen und ging ins Altmännerstift; „ab Aug, ab Herz“ dachte er. „Leicht wirds besser, wenn Ihr ruhen könnt“, sagte der Arzt; aber Jörg machte den salzkränen Spaß von einer Nähmaschine, die auch nicht besser wird, wenn sie einmal im Winkel ruht. Er ging dem Hof und seinen Werken aus den Augen. Nie hatte er geweint seit vielen Jahren; aber aus dem Fenster zusehen zu müssen, wie sie Garben binden, das mußte ihm fast ans Herz gehen, meinte er, und zog in Gottesnamen ins Altmännerhaus.

Fast wie ein König in die Verbannung war er ins Asyl getreten; jetzt fand er sich fast besser in das neue Leben, als er geahnt. Bald war es unter den Altmännern bekannt, daß der Eichhoferbauer unter ihnen sei, und da es wie ein frischer Luftzug in die enge Luft ihres lahmen Anstaltslebens fuhr, erschien er ihrer Neugier fast wie ein Weitergereifter. Aus engen Gäßchen der Stadt, aus trockenen Amtsstuben, aus dem Kleinverkehr des Ladens, aus Schiffbruch der Familie, aus Zwist und Verfolgung heraus hatten die Insassen des Asyls wie auf eine grüne Insel sich hieher gerettet.

Auf den grünen breiten Bänken unter uralten Platanenbäumen im großen Garten saßen die Greise in Reihen, vornübergebeugt die einen, und horchten einem andern, der, ein weitgereifter Abenteuerer, nun wie an einem späten Feuerlein sich an dem Erfolge seiner Erzählungen wärmte. Seitab, zurückgelehnt, aus langer Pfeife qualmend, mit übergeschlagenen Beinen der späte Lebenskünstler, der die Süße der wunschlosen Ruhe nach arbeitsstrenghem Raffen nun wie ein Trinkender mit blinzelnden Neuglein schlürfte. Dazwischen mit aufgestützten Armen der alte Kummerer, der auch hier, und losgelöst von aller Möglichkeit des Geratens und Mißratens seiner Ernte, die Angst um die Tüde des Tages weiter schleppte. Und nicht zuletzt die stumpfsinnig in den Tag Hindämmernden, deren Auge dreimal des Tags aufblitzte: wenn die Glocke zum Essen läutete.

Da hinein kam nun der Eichhoferbauer mit seinem Namen, seinem Gesicht, das mit den zimmermannsmäßig grob gehauenen Zügen, der hohen eckigen Stirn, der großen krummen Nase gewaltig abstach von der fältelhaften Kleinarbeit der alten Stadtgesichter, fast wie ein Eichbaum, der in einem wohlgepflegten Park mit Birken und Platanen steht.

Es war zur heißen Sommerszeit, wo die Erntewagen über die hohlen Holzbrücken donnerten; durch die grünen Blättlein warf die Erntesonne lodende Flämmlein auf den Boden; sie schienen den Bauer zu necken; aber erkehrte sich nicht daran, saß ruhig auf einer Bank und ließ die

müden Glieder in sattem Behagen ruhen, die Hände auf den Stod gestützt. Es tat ihm wohl zu denken, daß jetzt daheim sein Volk die Sonne nutzte, ihr breit hinlegte, was sie vollends dörren mußte, vom Morgen früh bis zum blauen Abend, unbesorgt und unbelastet von dem Gedanken an einen lahmen Vater, der zu Hause mit seinem bau-fälligen Leib dem Gang der Arbeit, den pflegenden Händen, dem sorgenden Sinn im Wege war. So weilte er und litt geduldig, und in seinen Schmerzen leuchtete ein milder Glanz auf seinem Gesicht.

Ob er auch immer im Geiste mit seinen Leuten war, am Morgen mit der Sense, am hohen Mittag mit dem Wagen und am Abend beim Vieh im Stall, so tat es ihm doch wohl, daß sich da und dort ein Mann zu ihm gesellte, mit ihm redete, ihn fragte nach der Ernte, nach dem Weizen, nach der Hoffnung für den Herbst. Er gab gern Auskunft, und als er redete mit seiner lauten Stimme, die er vom Land herein gebracht, da hielten die einen an in ihrem Spiel, die andern nahmen die Pfeife aus dem Mund und horchten hin. Dürftig war seine Rede, trocken und ohne Schmut und Ranken, aber als er von seinem Ader redete, wo jetzt der hohe Weizen übertoll und reif die Aehren hängen ließ, da ward seine Stimme wärmer.

Wie ein Soldat erzählte er, der nach der Schlacht noch im Kampfe lebt und weht, oder wie ein Wanderer am Abend, nicht vom krummen Leib, den er dabei geholt, aber recht wie einer, der des Freundes Kraft und Güte lobt, den er hat wachsen sehen. Wie der Ader an der Halde lag, steinig und uneben, fast ein halber Steinbruch. Der Pflug ging drüber weg, das Säch gab Feuer, wenn es an die Steine fuhr. „Da sind wir dran mit Eisen und Pulver und haben den Stein gesprengt, daß wir bauen konnten an der Scheune, als der Stall zu klein war. Jetzt fährt der Pflug darüber, wie durch Butter.“

Er erzählte vom Bach, der als ein Windfang und Vagabund jedes Jahr seine Teufelsucht haben mußte; jetzt hat er folgen lernen; schön landsam ist er geworden und frißt kein Bord mehr ab; er redet dann vom Wisluff, der jedes Frühjahr um St. Georg über die Gegend hereinfegte und mit seinem großen Durst und Hunger Heu und Gras wegtraf, bis der Wald als eine Wacht aufstand und ihm das Haupt entgegenhielt. „Unten im Grund an der Schattseite, wo nur Moos einst wuchs“, er zeigte mit dem Finger, als wär es gleich dort drüben, „im Grund, dort haben wir müssen Akten legen, bis das Wasser gesammelt in den Bach zog. Gut ist's, daß der Winter solche Arbeit bringt, man wäre leicht lahm um Vätare, wenns Ostern läutet.“

So erzählte der Eichhofer und obwohl er nichts Neues vorbrachte, hörten ihm die Mannen ernsthaft zu, weil aus ihm der Atem einer Welt entströmte, die ihrem Wesen ferne stand. Während sie mehr mit den Augen als mit den Ohren seinen Worten horchten, stiegen Bilder vor ihnen auf aus einem Leben, das dem wilden Urboden Kräfte lieh, die in fernen Zeiten unaufhaltsam mit ihrem Segen wirkten, und ihren Augen wurden die groben Falten auf seinem Gesichte merkwürdig, ohne daß sie recht wußten, warum.

„Das heißt man schaffen!“ meinte einer, und nickte dem andern zu.

„Ja, meiner Seel, das macht nicht jeder“, rühmte ein anderer.

Der Bauer hörte zu, ward fast ein wenig rot, als alle nickten, und es war ihm auf einmal eng inmitten der vielen Leute. Er rückte auf der Bank seitab, wie um etwas zu fliehen, das ihn bedrücken und beengen wollte, und es schien ihm nun, da sie anfangen ihn zu rühmen, wie eine Entheiligung seines Hofes, daß er ihnen davon gesprochen, und er schalt sich fast am Abend und konnte nicht einschlafen: „Was ist das, daß noch anfängst prahlen in deinen Tagen!“

Und die andern fühlten es und ließen ihn gewähren, hielten sich fernab von ihm, da sie ihrer guten Absicht folgend, und aus eigener Erfahrung heraus geglaubt, wie gut ihm ein Gläschen Beifall täte. Nun schüttelten sie den Kopf, verstanden ihn nicht und ließen ihn seiner Wege gehen.

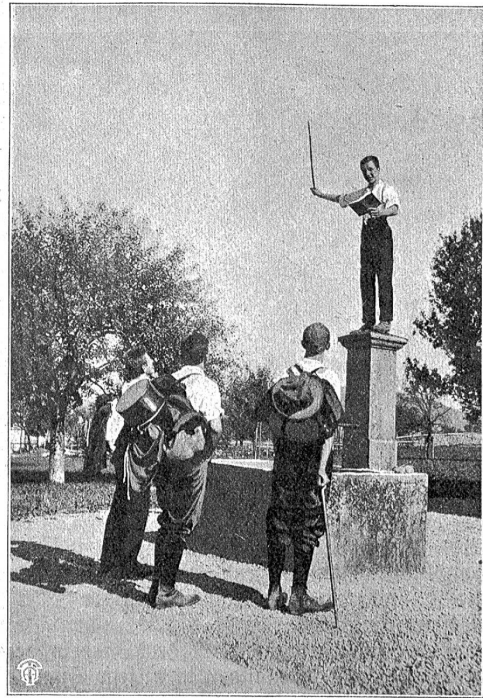
Die Andern hoben dafür den fallen gelassenen Alltagsfram des Stadtgesprächs wieder auf, rauchten ihre Pfeifen, hockten und döselten herum und wurden lebendig, wenn die Glocke läutete, oder wenn durchs Gartentor eine Neuigkeit hereingeflogen kam:

„Im Schwanen hat's Jugend gegeben, der Adlerwirt ist heut ins Bad gereist, Amtschreibers Olga hat sich verlobt!“

Der Bauer stützte die Fäuste unters Kinn und sah wie ein gefangener Vogel im Käfig. Er war jetzt fast froh, daß sie ihn allein ließen mit seinen Gedanken, denn er war daheim, fast Tag und Nacht:

„Jetzt schneiden sie das Korn am Rain, wenn sie nur

gut ausbreiten, die Aehren abwärts kehren. Jetzt steht die Sonne überm Wald, jetzt häufeln sie, — jetzt binden



Fröhliche Singstunde. (Wandervogelkarte.)

sie, — jetzt wird geladen; wenn nur zwei Männer auch mit der Gabel das Fuder halten, wenns über den Stütz und nach der Einfahrt geht!“ (Fortsetzung folgt.)

Freie Jugend.*)

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Wen unter uns Erwachsenen ergreift nicht die wehmutsvolle Sehnsucht nach den vergangenen Jugendentagen, wenn wir spielende, singende, wandernde Jugend begegnen? Die



Auf der Landstrasse.

Schönen Zeiten steigen vor unserer Seele auf, da wir noch Schwärmen konnten für Natur und Kunst, da wir mit tausend

*) Die Abbildungen sind mit gütiger Erlaubnis des Verlages A. Erub & Cie., Navau aus deren kleinem Verlagswerklein „Dr. Karl Mat- ter, Freie Jugend“ entnommen.

Nervenspitzen den Frühling und das Schöne fühlten, da die junge Kraft in unserem Blute tollte, da es gäerte und wogte in uns von überschäumender Jugendlust. Die Jugend ist ein Rausch, der glücklichste wohl des Lebens. Es ist das gesteigerte Lebensgefühl, das durch keine Kritik und keine drückende Selbsterkenntnis noch getrübt und herabgemindert ist. — Nicht allen Erwachsenen hält es leicht, sich in diesen Zustand zurückzudenken und damit die Jugend von heute und ihre Bedürfnisse zu verstehen; nur wer sich ein junges Herz bewahrt hat im Umgang mit Kindern und wer sich um die Erkenntnis der kindlichen Psyche bemüht, nur dem gelingt dieses Verstehen. Die Jugend insbesondere, die an der Schwelle der körperlichen Reife steht, sie bietet dem Erwachsenen oft Rätsel über Rätsel. Eine beispiellose Kraftentfaltung findet sich Seite an Seite mit dumpfer Energielosigkeit, ein bewundernswerter opferfreudiger Idealismus wechselt mit Gemütsroheit und dunklen Verirrungen. Bei gar vielen Erwachsenen ist das Urteil bald fertig: Jugend hat keine Jugend! lautet es oft weniger in versöhnlichem als in aufgeregtem und haderndem Tone. Und das Auskunftsmittel gegen Verfehlungen der Jugend ist bald genug gefunden: Kürzer anbinden, in Zucht halten muß man sie! — Junge Menschen im Entwicklungsalter sind außerordentlich empfindsam für die Einflüsse der Umwelt. Das liegt in ihrer Konstitution. Sie für die Ueberchwänglichkeiten und Dummheiten der sog. Flegeljahre verantwortlich machen, wäre ebenso unvernünftig, wie die Rede eines Fieberkranken kritisieren zu wollen. Die Jugend muß aus- toben, der Most muß verschäumen. Ein Mensch, der keine Jugendstreich verübt, wird seine Dummheiten im Alter